

Bremer Literaturpreis 2015 – Förderpreis

Preisverleihung am 26. Januar 2015, im Bremer Rathaus

Nadja Küchenmeister: »Unter dem Wacholder«

Dankesrede von Nadja Küchenmeister

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

vor beinahe genau einem Jahr, im Dezember 2013, gerieten mir die Dinge durcheinander. Wodurch diese Wirrnis ausgelöst wurde, weiß ich nicht mehr zu sagen. Und doch erinnere ich mich an einen morgendlichen Spaziergang bei strahlendem Sonnenschein. Das Licht lag auf den Wegen und Dächern und wurde von den Fassaden der Häuser zurückgeworfen. Ich aber konnte nur immer daran denken, dass dieses Licht nicht aus jenem tiefblau getönten Himmel zu mir kam, der mich überhaupt erst auf die Straße gelockt hatte, sondern aus der Dunkelheit, aus einer Dunkelheit, die das Licht durchqueren musste, um sich hier zu brechen in den Fenstern und den Außenspiegeln der vorbeifahrenden Autos. Hier, wo ich war. Wo aber war ich? Und wo bin ich gewesen in all den Jahren, die sich zu einem Leben fügen, das, obschon es mein eigenes ist, mir doch immer wieder wie ein Fremder auf einer unbekanntem Landstraße entgegenkommt? Es gab eine Zeit, in der die Gegenstände, die Orte, Menschen und Tiere mit unverrückbarer Sicherheit ihr Recht behaupteten. Nie hätte ich damals die Dinge meines Lebens auf ihr wesenhaftes Dasein hin befragt. Auch war ich da wie sie, war meinem eigenen Empfinden nach immer dagewesen und also zeitlos. Dieses Empfinden ist mir verlorengegangen. Und doch kehre ich immer wieder in diese Zeit zurück, in eine Zeit, die sich der bewussten Erinnerung entzieht und die, ganz ohne mein Zutun, am deutlichsten wiederkehrt in meinen Träumen. Warum aber stellen mich meine Träume dort ab? Und wieso berühren mich scheinbar so unbedeutende Dinge wie Zahnputzbecher, Campingliegen und Kuchenteller, was suche ich inmitten all der Hundezwinger, Hollywoodschaukeln und

Speisekammern? Wenn man seiner eigenen Faszination für die Dinge auf die Spur zu kommen versucht, kann es geschehen, dass man in einem Gemälde Jan Vermeers verlorenght, in seinen Körben, Tonkrügen und Tischtüchern und in diesen unfassbaren Farben, die seine Dinge in Schwingung zu versetzen scheinen. Aber man wird auch Kant begegnen und seinem „Ding an sich“, wird Rilkes „Archaischen Torso Appollos“ mit einer Mischung aus Verwunderung und Bewunderung lesen und sich mit Heidegger die Frage stellen müssen, ob das „Ding dingt“ und wie es das eigentlich anstellt. Der französische Dichter Francis Ponge hat sich der Dinge in einer vorher nie gekannten Weise literarisch angenommen. Nach Sartre, der Ponges Buch „Im Namen der Dinge“ einen furiosen Essay an die Seite gestellt hat, sei es Ponge darum zu tun, „jedem Ding seine wirkliche Dimension zu lassen und nicht jene, die es in unseren Augen annimmt und die von unseren Maßstäben abhängt. (...) Die Dinge haben Sinne.“ Deshalb auch unternahme er sprachlich den Versuch, das Ding „nachzubilden.“ Wie es Ponge, für den das Bewusstsein selbst ein Ding ist, gelingt, sich der Seife, der er sogar ein ganzes Buch widmet, der Zigarette, der Kerze, dem Tisch oder einem Stück Fleisch anzunähern und seine Betrachtungen der uns vertrauten und dennoch verschlossenen Welt mit der Reflexion über diese Betrachtungen zu verknüpfen und so der Sprache und ihren vielzähligen Bezügen zu einem neuen Selbst verhilft, ist unnachahmlich, eine Lektüre, die sich nicht erschöpft. Und doch muss ich, um der Gefahr zu entgehen, mich selbst unter die Dinge zu reihen, schreibend einen anderen Weg einschlagen und halte mich in diesem Fall an Sartre, der bei aller Bewunderung doch nicht zu erwähnen vergisst, dass es „immer eine Beziehung zum Menschen gibt. (...) Nicht die Dinge sprechen miteinander, sondern die Menschen sprechen von den Dingen und man kann auf keine Weise vom Menschen loskommen. (...) Was wir überall finden“, gibt er demnach zu bedenken, „im Tintenfaß, auf der Grammophonadel, auf dem Honig des Butterbrotes, wir sind es, immer wir. Und die Skala von dunklen und dumpfen Gefühlen, die wir zutage fördern, hatten wir bereits – oder vielmehr, wir waren jene Gefühle. Nur ließen sie sich nicht sehen, sie verbargen sich in den Büschen, zwischen den Steinen, fast unnütz. Denn der Mensch liegt nicht in sich selbst beschlossen, sondern außerhalb, stets außerhalb, überall zwischen Himmel und Erde.“

Die dunklen und dumpfen Gefühle, die wir hatten, ja, die wir waren. Die Dinge meines Lebens sind meine Daseinsversicherung. Ich halte mich fest an ihnen in der Hoffnung, sie mögen sich ihrerseits an mich erinnern, wenn ich mich selbst dazu nicht mehr in der Lage sehe. Indem ich sie anschau, sie berühre, werfen sie, einem Spiegel gleich, mein Bild zurück – mein früheres Selbst, ebenso wie mein gewordenes. Je länger ich aber über diese seltsamen und unbelebten Begleiter nachdenke, desto verstrickender erscheint mir mein Dasein und

desto drängender wird auch der Wunsch, die Dinge, von denen ich einst geglaubt habe, sie ganz fassen zu können, zumindest im Gedicht noch einmal anzusehen wie zum ersten Mal. Dichten heißt: sich zurückhalten. Das Gedicht fordert Beschränkung, nicht aber weil es häufig kurz ist, das muss es ja wahrlich nicht immer sein, sondern weil es nach dem ihm innewohnenden klanglichen und semantischen Gesetz verlangt. Das Gedicht, einmal entrollt, weiß auf die von mir gestreuten Signale zu reagieren. Rufe ich vor meinem inneren Auge eine Tischtenniskelle auf, antwortet das Gedicht mit einer Luftmatratze. An diesem beglückenden Punkt des Schreibprozesses beginnt das Gedicht die Verantwortung zu übernehmen und holt die abgesunkenen Erinnerungen wieder herauf, auf die ich ohne das Gedicht vielleicht nie mehr hätte zugreifen können. Das ist die eigentliche Leistung, ist die Zuarbeit des Gedichts. Die neuerliche Anwesenheit der „alten Objekte“, wie es bei Jean Baudrillard heißt, ermöglicht es mir, aus meinem gegenwärtigen Bewusstsein in ein vergangenes und wie mir manchmal scheinen will, vollkommenes Stadium meiner selbst zurückzukehren, in eines, das ich, obschon ihm lange entwachsen, nie vergessen möchte, sondern in mir wachzuhalten versuche, um es dem unentwirrbaren Rätsel meiner Existenz entgegenzusetzen. Wie jeder andere Mensch habe ich die ersten Gegenstände meines Lebens nicht gewählt, vielmehr wurde ich ihnen zugeführt und so strichen, durch welchen Zufall auch immer, meine Hände über dunkelgrüne Lampenschirme, wasserabweisende Tapeten, gehäkelte Platzdeckchen und Küchenschürzen aus Dederon, die zum Urbild wurden für ihre unzähligen Nachfolger. Den sichtbaren Dingen ist das Unsichtbare eingeschrieben, wenn sie auch selbst darüber keine Auskunft zu geben vermögen. Und doch leihen sich die Dinge Sinne, die Sinne desjenigen nämlich, der in ihrer Gegenwart heranwächst und sie auf diese Weise zu Zeugen macht, sie, die doch nichts bezeugen können. Viele dieser Gegenstände wurden nun ihrerseits Sammlungen zugeführt und in Museen verbracht, um an ein Land zu erinnern, das es nicht mehr gibt. Was all diese Gegenstände eint, ist die Geschichte, der sie einst angehörten und die sich nicht greifen lässt, indem man nur von ihr erzählt. Einander nicht verwandte Objekte werden in einen Zusammenhang gebracht und somit ihrer Vereinzelung und ihrer Bezugslosigkeit entrissen. Auch der Sammler selbst arbeitet durch seine verausgabende Tätigkeit der eigenen Bezugslosigkeit entgegen. „Dem Sammler ist in jedem seiner Gegenstände die ganze Welt präsent“, schreibt Walter Benjamin. Nicht anders ergeht es mir mit meinen Gedichten, durch die ich zum Sammler und Arrangeur eigener und fremder Lebenserinnerungen werde, die wiederum in eine größere Sammlung münden, und ich weiß mit T.S. Eliot: „These fragments I have shored against my ruins.“ Vor einigen Jahren stieß ich auf eine verblichene Schwarzweißaufnahme, die mir unter den nicht eben zahlreichen Familienbildern nie zuvor aufgefallen war. Nur mit Mühe erkannte ich unsere Küchentür,

die Kristallvase im Vordergrund, die Holzschnitzereien an der Wand. Aber woher stammte jene alte Kommode, die sich unter der niedrigen Decke einer Neubauwohnung seltsam fremd ausnahm, und was hatte es auf sich mit der gestreiften Strickjacke über der Stuhllehne? Zwar ergriff mich bei ihrem Anblick keine Panik, wie sie jener Chronophobiker in Nabokovs „Erinnerung, sprich“ beim Anblick eines leeren Kinderwagens verspürt, den er auf einem Foto entdeckt, das vor seiner Geburt aufgenommen wurde, aber zumindest verstand ich nun, was Roland Barthes meinte, als er in seinem großartigen Buch „Die helle Kammer“ beschrieb, wie er, um seine verstorbene Mutter wiederzufinden, die Gegenstände wiederfinden musste, die sie auf ihrer Kommode stehen hatte. Und er fügt an: „Die Geschichte ist hysterisch, sie nimmt erst Gestalt an, wenn man sie betrachtet – und um sie zu betrachten, muß man davon ausgeschlossen sein. Als lebendiges Wesen bin ich das genaue Gegenteil der Geschichte, ich bin das, was sie dementiert, was sie zugunsten meiner eigenen Geschichte zerstört.“

Es gab auch eine Zeit, in der mir die Dinge so fremd waren wie ich mir selbst, und weil ich in ihnen nur immer antraf, was ich seit jeher an ihnen ablas, unternahm ich ein ums andere Mal den Versuch, mich ihrer ganz zu entledigen, jedoch ohne Erfolg. Aber vielleicht, denke ich jetzt, ist es gut, nach jahrelangen Selbsthinterfragungen, in denen man erfahren musste, dass die Dinge einem nicht entgegenkommen, dass sie niemals aus ihrer Überlegenheit heraustreten werden, um etwas für einen zu tun, ihrem verlässlichen Vorhandensein nachzugeben und ihnen Vorrang einzuräumen vor den großen Fragen, die die Hintergrundstrahlung unseres Lebens ausmachen. Diese Fragen nämlich waren es, die dazu führten, dass mir im Dezember 2013 die Dinge durcheinander gerieten, nicht zum ersten Mal. Wie sollte ich nur jemals wieder etwas empfinden können beim Anblick der stehengebliebenen Taschenuhr oder jener blau schimmernden Federn eines Eichelhäfers, die auf meiner Fensterbank lagen und bei jedem Windstoß drohten, davongeweht zu werden, wenn ich mir gleichzeitig klar zu machen versuchte, dass das Licht 100.000 Jahre braucht, um von einem Ende unserer Galaxie bis ans andere Ende zu gelangen, und mich, als wäre dieser Gedanke nicht schon unfassbar genug, ein Schwindel überkam bei der Vorstellung jener 200 Milliarden Sonnen, die unserer Galaxie angehören, einer Galaxie unter vielen, von denen es, wie man zumindest nach heutigem Forschungsstand annimmt, über 200 Milliarden gibt. Das Licht kommt nicht aus dem tiefblau getönten Himmel zu uns, sondern aus der Dunkelheit des schwarzen Raums, „in dem sich Körper umeinander drehen und in der Schwebe halten, so wie wir. und irgendwann, das lässt sich leider nicht vermeiden, elendig zugrunde gehen.“ Was immer ich dem Gedicht auch überantworte: In jeder Streichholzschachtel,

jedem Aschenbecher und auch in jeder Wäscheklammer ist mir der große Zusammenhang präsent. Etwas von diesem Bewusstsein sickert ein in die Gedichte und geben meinem Leben eine Form, die es im eigentlichen Sinne nicht besitzt. Was ich einmal empfunden habe, empfinden nun die Gedichte für mich, und sie sollen mich daran erinnern, diese Hoffnung gilt es zu bewahren, dass ich eben doch hierher gehöre, unter die Menschen und die Tiere, unter die Bäume und die Dinge. Über den Förderpreis des Bremer Literaturpreises freue ich mich außerordentlich und danke der Jury und der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung dafür von ganzem Herzen.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 · Fax (0421) 361 6903 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de